

Bernhard König

Momentmusik

Als Komponist im Hospiz

Vorbemerkungen

Die nachfolgenden kurzen Texte sind Auszüge aus einer umfangreichen Textdokumentation meiner musikalischen Angebote im Hospiz Stuttgart. Die vollständige Dokumentation der Hospizarbeit wird nach Abschluss des Projektes „alte stimmen“ veröffentlicht.

1. Aufenthalt: November 2010

Fehl am Platz

Mein erster Tag im Hospiz. Durch einen morgendlichen Todesfall haben sich die Pflegeabläufe verzögert – ich bin eine Stunde zu früh, es gibt nichts zu tun für mich. Die Pflegeleiterin schlägt mir vor, einer Patientin Gesellschaft zu leisten, die nicht gerne alleine sei. Ich setze mich an ihr Bett: eine schwer atmende Frau mit kahlem Kopf. Wir nehmen zur Begrüßung kurz Kontakt auf – kurze Zeit später schläft sie ein. Nach Wochen der hektischen Unrast sitze ich unvermittelt am Bett einer wildfremden Frau und schaue ihr beim Schlafen zu. Ratlosigkeit („was soll ich hier bloß...?“) und mühsam gezügelte Ungeduld. Nach einer „gefühlten halben Stunde“ (in Wahrheit mögen es bloß zehn Minuten gewesen sein) nimmt meine Beklemmung überhand. Ich stehe auf, um das Zimmer zu verlassen. Als ich an der Tür bin, ruft es hinter mir: „Nicht weggehen!“. Sie hat die Augen geöffnet. Ich kehre um und setze mich wieder.

Tafelrunde

Zwei Mahlzeiten später: Musik habe ich mangels Gelegenheit noch immer nicht gemacht, aber die Beklommenheit ist verschwunden. Soziales Zentrum des Hospizes ist die Küche und, daran angrenzend, ein Wintergarten mit Bücherregal, Sitzgelegenheiten und Klavier. Die betont wohnliche Einrichtung, das gemeinsame Tischdecken, die angeregt plaudernde Tafelrunde am großen Küchentisch – alles das lässt eine familiäre und herzliche Atmosphäre entstehen: Man ist ganz offenkundig geübt darin, fremde Neuankömmlinge zu integrieren. Neuankömmlinge, die in der Regel sehr viel existentiellere Sorgen, einschneidendere Ängste und größere Unsicherheiten mitbringen, als ich mit meiner exotischen und auf geradezu luxuriöse Weise harmlosen Frage „Was, in aller Welt, hat hier bloß ein Komponist verloren?“.

Wer klopft an?

Meine erste „Klientin“. Nach einigem Zögern hat Frau H. eingewilligt, mir einige Fragen zu ihrer Lebensgeschichte und ihren musikalischen Vorlieben zu beantworten. Je länger wir sprechen, desto freimütiger wird ihr Bericht. Sie erzählt von einer schweren Jugend im Kinderheim, in der das Musizieren einer der wenigen Lichtblicke darstellte. Passend zur Jahreszeit landen wir schnell bei den Weihnachts- und Adventsliedern: Frau H. berichtet von einem Krippenspiel, in dem sie als Vierzehnjährige mit einer Mischung aus Freude und Scham die Maria spielen durfte und einen Soloauftritt als Sängerin hatte. Text und Melodie dieses Liedes sind ihr nur noch in Bruchstücken erinnerlich.

Via „Google“ gelingt es, das verlorengegangene Lied aufzuspüren: Ein im Süddeutschen recht bekannter gesungener Dialog zwischen Wirt, Maria und Josef. Tags drauf bringe ich die Noten mit. Dabei zeigt sich, dass eine weitere Hospizpatientin ebenfalls in ihrer Jugend die Rolle der Maria gespielt hatte und mit just ebendiesem Lied aufgetreten war. Wir singen das Lied gemeinsam, später sogar zweistimmig in verteilten Rollen.

Zwei Wochen später erreicht mich zu Hause ein Anruf vom Hospiz: Frau H. ist gestorben.

2. Aufenthalt: Januar 2011

Abschiedslied

In den frühen Morgenstunden ist eine Bewohnerin gestorben. Ihre Tochter ist bereits seit einigen Tagen vor Ort, gegen Mittag reisen Schwiegersohn und zwei Enkelinnen an, um gemeinsam Abschied von der Verstorbenen zu nehmen. Die beiden Mädchen, neun und elf Jahre alt, singen im Chor und spielen beide ein Musikinstrument. Wir beschließen, gemeinsam ein Abschiedslied für die Oma zu erfinden. Ich nehme die beiden Schwestern beiseite und befrage sie: Was war Omas Lieblingslied? Was war besonders typisch für sie? Was für ein Mensch war sie? Die Antworten füge ich zu einem dreistrophigen Lied zusammen, schreibe den beiden Mädchen eine Instrumentalbegleitung auf und übe sie mit ihnen. Anschließend singen wir das Abschiedslied gemeinsam mit der ganzen Familie.

(Auf die Melodie von „Kommt ein Vogel geflogen“)

Oma konnte gut stricken,
das hat sie uns beigebracht.
Einen blauen Puppenteppich
Hat sie für uns gemacht.

Mit ihr konnte man gut reden,
denn sie hat uns zugehört.
Sie war eher ernst als fröhlich,
doch das hat uns nicht gestört.

Liebe Oma, nun bist du
Schon in einer andern Welt
Und wir wünschen dir alle,
dass es dir dort gefällt.

Abgrenzung

Frau K. war von Beruf Seelsorgerin. Schwer von ihrer Krankheit gezeichnet, erscheint sie mir gleichwohl als eine starke und selbstbewusste Persönlichkeit, die ihr eigenes Leben im Hospiz mit großer Klarheit reflektiert. Ich frage sie, ob ich sie zu ihrer musikalischen Biographie interviewen dürfe. Nach kurzem Nachdenken: Freundliche, aber bestimmte Ablehnung. Sie sei momentan zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich auf ein derartiges Gespräch einlassen zu wollen.

Ein deutliches Warnsignal für die gesamte Arbeit in diesem immer noch unvertrauten Umfeld: Nicht jeder verfügt über eine solche Kompetenz in Sachen „Abgrenzung“. Wie viel falsch verstandene Höflichkeit mag wohl im Spiel sein, wenn sich andere Hospizbewohner auf meine Angebote einlassen?

3. Aufenthalt: Februar 2011

Ein Plan

Vier Wochen später: Wiedersehen mit Frau K. Ich bin hochofret – bisher war es für mich im Hospiz eine eher seltene Ausnahme, einer Patientin oder einem Patienten vom einen zum anderen Stuttgart-Aufenthalt wieder zu begegnen. Ich gebe meiner Freude Ausdruck: „Wie schön, Sie wiederzusehen!“ Sie erwidert lächelnd: „Sie meinen, mich noch zu sehen.“ Erneut bin ich sehr beeindruckt von der entwaffnenden Direktheit, mit der sie ohne Bitterkeit, ohne Hadern und ohne spürbare Angst über ihren baldigen Tod spricht.

Sie erzählt ein wenig von ihrem Leben im Hospiz und ich beginne zu verstehen, warum das von mir vorgeschlagene biographische Interview ihr so wenig gerecht geworden wäre: Frau K. hat offenbar wenig Interesse daran, zurückzublicken. Sie lebt im Hier und Jetzt – und schaut nach vorne. Mit aller Vorsicht unterbreite ich Frau K. einen neuen Vorschlag (diesmal fest mit einer Absage rechnend) und frage sie, ob sie mit mir zusammen ein Stück komponieren möchte. Da sie keine Musikerin ist, könnte dies bedeuten: wir entwickeln unsere Komposition im Dialog, sie steuert ihre Gedanken zu Leben und Tod bei, ich mein musikalisches Handwerkszeug. Ein reines Instrumentalstück vielleicht, das dort beginnt, wo die Worte enden.

Zu meinem Erstaunen willigt sie sofort freudig ein und findet meinen ungewöhnlichen Vorschlag nicht im Geringsten merkwürdig: Ja, das könne sie sich gut vorstellen. Heute sei es schlecht, da komme Besuch, aber morgen, da könnten wir direkt mit der Arbeit beginnen.

Am nächsten Tag: Frau K. hat Schmerzen, verlässt kaum ihr Zimmer, lässt mir ausrichten, dass es leider nicht gehe. Auch an den folgenden Tagen ist ihr Zustand schlecht. Als Frau K. mir zum Abschied sagt, es tue ihr leid, lasse ich mich zu einem egozentrischen „Ach, das braucht Ihnen doch nicht leid zu tun“ hinreißen. Ihre Antwort: „Ich weiß. Es tut mir leid für mich.“ Da ist es wieder, dieses weise Lächeln.

Wir verabreden uns für meinen nächsten Besuch Ende März – und wissen beide, dass wir nicht wissen, ob es ein nächstes Mal geben wird.